**Bezugs-Preis**
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

**Redaction und Expedition:**
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

**Filialen:**
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

**Abend-Ausgabe.**

# Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

**Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.**

**Anzeigen-Preis**
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Anzeigen:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 250. **Freitag** den 18. Mai 1894. 88. Jahrgang.

## Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 18. Mai.

Die Aeußerung des **Königs von Württemberg** über die Frage der Aufhebung des Jesuitengesetzes hat begreiflicherweise in der ultramontanen Presse einen Sturm von Entrüstung hervorgerufen. Daß der König von Württemberg wie jeder andere deutsche Bundesfürst durch die von ihm in den Bundesrath entsandten Vertreter Stellung zu dieser Frage zu nehmen berechtigt und verpflichtet ist, können freilich die ultramontanen Blätter nicht bestreiten, dafür aber suchen sie dem König von Württemberg die Pflicht unterzuschieben, seine Stellung so zu nehmen, wie der Ultramontanismus dies wünscht. Es fehlt nur noch, daß die ultramontane Presse die ganze Reichsverfassung umzuwerfen und dem Centrum die Befugnisse des Bundesrathes zu übertragen vorschlägt! Besonders ungeberdig zeigt sich die „Germania", die nicht nur dem König von Württemberg den Willen des Centrums aufzuzwingen sich bemüht, sondern auch den Versuch unternimmt, das Vertrauen des württembergischen Volkes in den König und seine Regierung zu erschüttern. Das klerikale Blatt schreibt nämlich:

„Die Nachricht klingt so unglaublich und ungeheuerlich, daß man immer noch geneigt ist, an eine Mystification zu glauben .... Ist die Aeußerung thatsächlich gefallen, so könnte das im Interesse Desjenigen, der sie gethan hat, nicht genug bedauert werden, denn er müßte dann auch die Consequenzen einer solchen Handlungsweise tragen. Das Vertrauen eines Volkes zu seinem Fürsten hat zur ersten und unerläßlichsten Voraussetzung den festen Glauben aller Staatsbürger, welchem Bekenntniß und welcher kirchlichen oder politischen Richtung sie auch angehören mögen, daß der Fürst für jeden Einzelnen derselben das gleiche Wohlwollen, die gleiche Sorge hege, daß er hoch über allen Parteiungen und Parteibestrebungen stehe, und daß er namentlich allen Fragen des Gewissens und der Religion gegenüber die gleiche Rücksichtnahme übe."

Da die Jesuiten keinen Bestandtheil der württembergischen Staatsangehörigen bilden, so sind diese Klassen durchaus ungehörig und werden den beabsichtigten Zweck um so weniger erreichen, da das Verhältniß der württembergischen Regierung zu den Staatsbürgern katholischen Bekenntnisses ein auf langem Herkommen beruhendes, durchaus freundliches Entgegenkommen gegen alle erlaubten Wünsche von dieser Seite ist. Was jetzt, nicht von der katholischen Bevölkerung Württembergs im Allgemeinen, sondern von den Anhängern der „Germania" verlangt wird, die Aufhebung des Jesuitengesetzes, das steht in einem ganz anderen Capitel. Hier handelt es sich, wie der „Schwäb. Merkur" mit Recht betont, um die Erhaltung des religiösen Friedens, des höchsten Guts im inneren Staatsleben. Hier handelt es sich überdies um ein bestehendes, mit allem Bedacht vor zwei Jahrzehnten erlassenes, damals, in besseren Zeiten, von einer großen Mehrheit des Reichstags beschlossenes Gesetz, das jetzt durch eine nur mit Zuzug der Socialdemokraten, die Niemand als Stützen der Gesellschaft wird anerkennen wollen, gebildete kleine Mehrheit bekämpft wird. Ueber diesen Punct wird von ultramontaner Seite mit allem Bedacht ein Schleier gebreitet. Ihn zerrissen zu haben durch den Hinweis darauf, daß die württembergische Regierung, so viel an ihr liegt, für jenes Gesetz eintreten werde, und durch die Aussprache der Erwartung, daß die Mehrheit des Bundesraths ebenso entscheiden werde, das ist das „Ungeheuerliche", das die „Germ." den Leuten vormalen möchte. In der That ist es ein Verdienst des Königs von Württemberg, ein Verdienst, womit er nur seinem guten Rechte und der vertrauensvollen Erwartung der weitaus größten Mehrzahl der Bürger Württembergs entsprochen hat. Der „Consequenzen" dieses Schrittes, an welche die „Germ." erinnert, war sich der König sicherlich vollkommen bewußt. Er wird sie „furchtlos und treu" zu tragen wissen. „Vergeblich" — so schließt der „Schwäb. Merk." — „versucht das Blatt der Centrumspartei das „Vertrauen" des Volkes infolge dieses Vorganges zu erschüttern. Solches Vertrauen steht auf einem viel festeren Grund, als daß die ultramontane Verhetzung — denn das und nichts Anderes ist der Artikel der „Germania" — daran das Mindeste ändern könnte."

Der bayerische Baron **Thüngen** hat, wie schon kurz gemeldet worden, in einem längeren Schreiben an die „Augsb. Abendztg." seinen Standpunct zu der bekannten Anklage noch einmal klargelegt. Das Schreiben enthält im Grunde nichts Neues, denn daß die Anklage in Berlin mehrmals gewechselt hat, ist bekannt. Ueber die Gründe, die ihn bewogen haben, dem Termin vom 8. Mai fern zu bleiben, schreibt er:

„Die erste Klage lautete auf Beleidigung des Reichskanzlers durch die Veröffentlichung meiner Erklärung im „Volk", obwohl ich bei meiner Vernehmung vor dem Amtsgericht Brückenau ausdrücklich erklärt hatte, daß ich diese Veröffentlichung nicht veranlaßt habe, was auch Memminger bei seiner ersten Vernehmung in Würzburg bestätigte. Trotzdem erfolgte die Anklage auf Grund des Artikels im „Volk". Gegen dieses Vorgehen der Staatsanwaltschaft erhob sich in der gesammten, nicht nur bayerischen, sondern deutschen Presse ein allgemeiner Sturm des Unwillens, und die Folge war, daß ohne Angabe eines Grundes der zuerst festgesetzte Termin zur Hauptverhandlung aufgehoben und ein neuer Termin anberaumt wurde, für den die Klage nunmehr auf Beleidigung des Reichskanzlers durch den Artikel in der „Neuen Bayerischen Landeszeitung" zu Würzburg lautete, weil dieselbe auch in einigen (vier) Exemplaren in Berlin gelesen werde." Das war eben der Termin vom 8. Mai, und weil ich hierin eine Vergewaltigung des bayerischen, mag man es nun „Reservatrecht" oder „Sonderrecht" oder wie immer nennen, auf den Namen kommt es nicht an, erblickte, bin ich nicht nach Berlin gegangen und habe die mehrfach erwähnte Erklärung abgegeben. In diesem Schritte haben mir nicht nur zahlreiche Freunde aus ganz Deutschland, sondern auch namhafte Juristen dringend gerathen; ich selbst hatte ursprünglich vor, freiwillig nach Berlin zu gehen, um die Gelegenheit zu ergreifen, dem Reichskanzler vor den Schranken des Gerichts, die eine freie Meinungsäußerung gestatten, einmal gründlich die Wahrheit zu sagen."

Weiter stellt Herr v. Thüngen die vom Berliner **Staatsanwalt** behauptete „Connexität" der „N. Bayer. Landesztg." mit dem „Volk" in Berlin entschieden in Abrede und findet es seltsam, daß gegen den bayerischen Verfasser, nicht aber gegen den „connexen" bayerischen Redacteur weiter vorgegangen werde; er meint schließlich, für die Feststellung der vom Berliner Gerichte angenommenen „Connexität" bedürfe es nicht der kostspieligen Reise nach Berlin, das könne jedes bayerische Amtsgericht feststellen. — Man wird in letzterem Puncte Herrn von Thüngen nicht ganz Unrecht geben können. Da nun aber einmal sein persönliches Erscheinen angeordnet wurde, so muß Herr von Thüngen dem auch Folge leisten und wird dies — wie aus seinem Briefe hervorgeht — auch freiwillig thun, ohne Zwangsmaßregeln, da ja die Citirung nach der jetzigen Formulirung der Anklage nicht mehr als eine „Vergewaltigung bayerischer Sonderrechte" angesehen werden kann. Ob schließlich die „Connexität" erwiesen wird oder nicht, ist ja eine Frage für sich. Die „M. Neuest. Nachr." glauben jedoch noch einmal constatiren zu müssen, daß die „Hartnäckigkeit" und „Rücksichtslosigkeit", mit der die ganze doch recht unerhebliche Angelegenheit in Berlin verfolgt worden ist, in Bayern einen recht ungünstigen Eindruck gemacht hat, und daß man dort auch in den Kreisen, welche die Angriffe Thüngen's auf den Reichskanzler der Form wie dem Inhalte nach mißbilligen, sich vergeblich fragt, warum nicht die bayerischen Gerichte mit der Sühne der Beleidigung betraut wurden.

Wenn in **ungarischen** officiösen Blättern die Hoffnung ausgesprochen wird, das Unterhaus werde, um sein Ansehen den Magnaten gegenüber ins rechte Licht zu stellen, die zuerst mit mehr als Zweidrittelmehrheit angenommene Civilehe-Vorlage nunmehr einstimmig gutheißen, so vermögen wir diesen Optimismus nicht zu theilen. Allerdings hat die Unabhängigkeits- und Achtundvierziger-Partei beschlossen, den bisherigen Standpunct zu Gunsten der Vorlage innezuhalten und den Gesetzentwurf unverändert sofort an das Magnatenhaus zurückzusenden, dagegen gelangte die Nationalpartei, d. h. die stark gemischte Gefolgschaft des Grafen Apponyi, zu keiner einheitlichen Festlegung ihres Standpunctes. Es wurde beschlossen, auch jetzt das Eintreten für die Vorlage nicht zur Parteisache zu machen, gleichzeitig allerdings ausgesprochen, daß die Mehrheit der Partei auch jetzt wieder zu Gunsten der Vorlage eintreten werde. Das Ergebniß wird also voraussichtlich nicht eine größere Mehrheit für das Civilehe-Gesetz, sondern etwa dieselbe wie bei der vorigen Berathung sein. Die Entscheidung liegt, wie wir wiederholt betonen, einzig in einer unzweideutigen Erklärung der Krone, daß sie jede Beeinflussung der Oberhausmitglieder nach der einen oder der anderen Richtung verhorrescirt und inconstitutionelle Einwirkungen von gewisser Wiener Seite nicht mehr dulden wird. Das Wiener officiöse „Vaterland" beginnt bereits wieder zu hetzen und macht unzweideutige Versuche, den Monarchen doch noch für das schwarze Oberhauscartel zu engagiren. Daß das Blatt die Behauptung der Organe der ungarischen National- und Unabhängigkeitspartei, der Minister des Innern, Hieronymi, habe verschiedene oppositionelle Zeitungen angekauft, um sie in officiöse zu verwandeln, begierig aufgreift und bereits von einem „ungarischen Panama" spricht, zeigt auf der einen Seite, bis zu welchem Grade der Haß officiöser Wiener Kreise gegen das liberale ungarische Cabinet gediehen ist, auf der anderen aber, daß für die Regierung ein Verlaß auf die National- und Unabhängigkeitspartei über das Ehegesetz hinaus nicht ist. Wir theilten schon mit, daß Dr. Wekerle in der Lage war, die Beschuldigung wegen des Ankaufs der oppositionellen Blätter im Abgeordnetenhause als unbegründet zurückzuweisen, daß er aber gegebenenfalls vor der Erwerbung eines Organs durchaus nicht zurückschenen würde; darin, daß auch die Regierung das Recht haben muß, ihrer Meinung in der Presse Ausdruck zu geben, wird jeder nüchtern Denkende dem Minister nur beipflichten.

Seitdem die **belgische** Regierung dem Treiben der Lütticher Anarchistenpartei mit aller Entschiedenheit entgegentritt, ist man sich klar darüber geworden, daß die Lage in der gesammten Provinz Lüttich als eine recht ernste betrachtet werden muß. Die Untersuchung über die vier letzten Dynamitanschläge hat Resultate ergeben, welche eine Durchsetzung der Lütticher Arbeiterbevölkerung mit anarchistischen Elementen beweisen. Das Hauptquartier dieser internationalen Verbrecherbande ist das Lütticher Stadtviertel Avroy, wo die Polizeibehörde nicht weniger als 489 Anarchistenfamilien aufstöberte. In den umliegenden Industriestädten Seraing, Chenée, Jemappes u. A. ist das anarchistische Element unter der Arbeiterbevölkerung gleichfalls stark vertreten, insbesondere unter den Bergleuten, welche die zu der Verübung der anarchistischen Verbrechen unumgänglich nothwendigen Dynamitdiebstähle besorgen. An der Spitze der anarchistischen Partei in Lüttich stehen der Belgier Heusy und der deutsche Gastwirth Peter Schlebach. Bei der Frau Schlebach's, einer geborenen Hannoveranerin, welche jedoch das belgische Staatsbürgerrecht erlangt hat, wurde eine umfangreiche Correspondenz mit einer großen Anzahl von französischen, englischen und russischen Anarchisten gefunden, und es liegen Beweise vor, daß sie überhaupt als Schriftführerin des Lütticher Anarchistenbundes fungirte. Wichtiger noch als diese Entdeckungen ist die Festnahme des Anarchisten Richard Müller aus Braunschweig, der zugestanden hat, die Attentate gegen Dr. Reinson und die St. Jacobskirche verübt zu haben und zwar auf Anstiftung eines russischen Barons Unger Sternberg, der ihm Bomben und Geldmittel lieferte. Müller ist deutscher Fahnenflüchtiger und war schon früher wegen Revolverdiebstahls in Belgien vorbestraft und landesverwiesen. Die Energie, mit welcher die Regierung jetzt in Belgien Kehraus zu machen beginnt, hätte nur schon weit früher bethätigt werden sollen, dann wäre es jedenfalls nicht soweit gekommen, daß, wie aus der Verhaftung zweier schwer compromittirter Lütticher Bürgerssöhne hervorgeht, die anarchistische Propaganda bereits in den sogenannten besseren Ständen Proselyten machen konnte.

In **Frankreich** war neben der zollpolitischen Rede des Ministers des Innern das Hauptereigniß der Feiertage die Ausstellung des „heiligen Rockes" in Argenteuil bei Paris und die Wallfahrt der Gläubigen zur Anbetung dieser Reliquie. Die Kirche zu Argenteuil besitzt bekanntlich einen „heiligen Rock", der ebenso echt ist, wie derjenige in Trier. Im vorigen Jahre hat der Bischof von Versailles ein Stück des Gewebes den Chemikern der Pariser Gobelinwerkstatt zur Prüfung übergeben und von diesen Sachverständigen ein Attest erlangt, daß 1) der Stoff wahrscheinlich aus der Zeit Christi stamme, 2) die darin zu bemerkenden Flecken Blut zu sein scheinen. Diese Beglaubigung wurde von der Kirche mit Triumph in der Presse verbreitet. Bis zur Behauptung, daß der Rock auch wirklich der Leibrock Christi gewesen sei, war nun zwar der Sprung noch beinahe ebenso weit, wie zuvor, aber der „Glaube" hatte nun wenigstens eine scheinbare Stütze, zumal der Klerus das Attest der Gobelin-Chemiker als wissenschaftlich unanfechtbare Bescheinigung der Echtheit ausgab. Die Ausstellung dauert vom 14. Mai bis zum 10. Juni, und in einer Unzahl von Extrazügen strömen die Pilger — an einem Ausstellungstage waren es 12 000 — der Reliquie zu. Von eclatanten Wundern, welche dieselbe verrichtet, verlautet noch nichts, doch werden wir in den nächsten Tagen gewiß davon zu hören bekommen. Von französischen Geistlichen wird die Hoffnung ausgesprochen, daß der „heilige Rock" von Argenteuil dem Trierer, auf den man mit sehr geringer Werthschätzung herabblickt, siegreiche Concurrenz machen werde. — Unterdessen will die Spannung zwischen der französischen Regierung und dem Vatican immer noch nicht nachlassen. In der gestrigen Sitzung der Deputirtenkammer ließ Ministerpräsident Casimir Perier durchaus keinen Zweifel darüber, daß man das Rundschreiben des päpstlichen Nuntius Ferrata an die Bischöfe in Sachen der Verwaltung der Kirchengüter als in hohem Grade provocatorisch entschieden mißbilligt, und daß man nicht gewillt ist, dem Klerus irgend welche Concession zu machen, wenn er sich nicht fügt. Eine solche Steifnackigkeit hatten die französenfreundlichen Politiker des Vaticans nicht erwartet, und um die so außerordentlich werthvollen Beziehungen zur Republik nicht ernstlich in Frage zu stellen, sucht man den Consequenzen durch Ausflüchte echt jesuitischer Natur auszuweichen. Der Nuntius erklärt, das Circular sei wider seinen Willen an die Oeffentlichkeit gelangt, was er aufs Tiefste bedauere, und wenn dieser Tropfen Oel nicht genügt, um die erregten Wogen zu beschwichtigen, wird, wenn der „Osservatore Romano" gut unterrichtet ist, der Vatican, wie uns heute der Draht meldet, nicht davor zurückscheuen den Nuntius zu desavouiren und seine Circularnote als aus seiner (des Nuntius) eigensten Initiative hervorgegangen hinzustellen suchen. Der Gewinn wird ja doch schließlich auf Seite des Vaticans sein,

## Feuilleton.

### Im feindlichen Leben.

17] Roman von J. Schwabe.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ist's wahr, Melanie, ist's wahr?" rief er freudig überrascht, und sein ehrliches Gesicht strahlte förmlich in Erleichterung und innerem Glück. „O, so danke ich Ihnen noch tausendmal mehr, daß Sie mir damals geholfen, so selbstlos geholfen, und wenn ich mich quälte all die Jahre hindurch, so schadet das nichts, gar nichts — Mutter und Schwester werden nun nicht mehr allein eine Heilige in Ihnen sehen und Rose erst — wenn ich es ihr erzähle —!"

„Rose", fuhr die Baronin verwundert auf bei dem zärtlichen Klang, den seine Stimme plötzlich angenommen, „Rose, wer ist Rose?"

„O, Rose Müller, Melanie, Sie wissen doch, Ihre Rose Müller — Rose ist meine Braut!"

„Rose Müller ist Ihre Braut?!" Sie stieß es zischend zwischen den Lippen hervor und ein dämonisches Gelächter folgte diesen Worten. „O, ewige Götter des Himmels — ich bin gerächt!"

Und ehe Erwin sich noch von seinem Erstaunen über diesen jähen Ausbruch erholen, ehe er nur ein Wort der Frage an sie richten konnte, rief sie mit beißendem Hohne:

„Rose Müller ist Ihre Braut, mein Herr Hauptmann, sagen Sie, und an den Opernsänger Eckhardt schickt sie Liebesbriefe und goldene Herzchen! Hahaha!" Und wieder lachte sie auf im teuflischen Hohn.

„Elende Verleumdung!" schrie der Hauptmann zornig auf.

„Ei, fragen Sie ihn doch selbst! Er verließ mich gerade, da sie kamen; er erzählte mir lachend die seltsame Geschichte und das goldene Herzchen baumelte ihm im Knopfloch!"

„Er ist ein Schurke, sage ich!"

„Aber ein guter Schütze", warf die Baronin nachlässig ein — „Erkundigen Sie sich wohl, ehe Sie ihm einen Schurken an den Kopf werfen! — — Und der Schein, mein Lieber, der Schein!" rief sie ihn höhnisch nach, da er fortstürzen wollte — „wie doch die Liebe so kopflos macht!" — —

Nachlässig steckte er den Schein in die Tasche. Dämonisches Gelächter schall hinter ihm drein. — Die Jungfer aber fand die Baronin in Krämpfen auf dem Teppich liegen.

19.

Das also wäre der Roman! Barg er das Glück ihrer Zukunft in seinem Schooße? Wie groß angelegt, wie edel durchdacht er war und wie frei! Wie würde die Welt den Kopf dazu schütteln, und nur die Besten würden ihn ganz begreifen, und es würde sie durchrauschen wie Frühlingswehen und er würde ihnen leuchten wie Morgenroth! Das war das hohe Lied der Freiheit, nicht der Freiheit, wie sie der Pöbel sich denkt, nicht der Freiheit von Sitte und Gesetz, nein, der Freiheit, die sich zur Herrscherin macht über alle kleinen und gemeinen Triebe der Menschennatur, der Freiheit, die kein Gesetz, keine Schranken mehr braucht, weil sie nur das Große und Gute und Edle will. O, Gott, welch' ein Glück, sich von dem Manne, der so Herrliches denken konnte, geliebt zu wissen! Das Lesen dieses Werkes war reines Entzücken, und sie schrieb ihm, dem ihre Seele gehörte, mitten aus diesem Entzücken heraus einen begeisterungsvollen Brief. Wie doch alles Große uns über uns selbst erhebt! Es war ihr ein wahrer Festtag heute und ihre Clare sagte bewundernd: „Sie sehen so strahlend aus, Fräulein!"

Auch ihr lieber Besuch, Herr Baumeister Lorenz Werner, welcher eine feste Anstellung in Straßberg erhalten hatte und bereits eingetroffen war, sich eine Wohnung für sich und seinen kleinen Lulu anzusehen, auch er sagte ihr: „Nein, wie Sie sich verändert haben! Ich sah Sie nie so schön — schöne Müllerin! Sonst blickten sie meist so stolz und unzufrieden drein!"

Ja, das machte ein befriedigender Wirkungskreis, das Bewußtsein, Andere zu nützen und dann — das Glück!

Im Garten standen noch einige späte Rosen, sie sandte sie an Erwin mit tausend Grüßen, mit tausend sehnsüchtigen Gedanken. Wann kam er endlich, sie zu sehen? Er habe das Buch selber bringen wollen, so schrieb er ihr — unaufschiebbare Geschäfte hinderten ihn daran. Unaufschiebbare Geschäfte — was könnte das sein?

Doch blieb ihr zum Grübeln nicht eben viel Zeit. Das Geschäft vergrößerte sich sehr und nahm sie täglich mehr in Anspruch. Auch des Vaters geheimnißvolles Treiben beunruhigte sie. Niemals war er daheim, und kam er einmal, so war er so aufgeregt und hielt lange Reden über das Elend der Menschen, und Rose bemühte sich doch so ehrlich, dies Elend zu mildern so viel an ihr war!

Die Mutter lebte sichtlich auf, seit Rose daheim war; sie hatte ihre Freude an dem eifrigen Wirken und Arbeiten, das ihrem einfachen Wesen verständlich war, zuweilen bezeigte auch der Vater ihr sein Wohlwollen, noch mehr freilich seine Unzufriedenheit. Es dauerte ihm viel zu lange, bis sie reich und berühmt würden, und ihre Sonntagsnachmittagsvorträge waren ihm lange nicht radical genug. Er war ein wunderlicher alter Mann und die verkörperte Unzufriedenheit. Eigentlich sollte man die Unzufriedenheit nicht schelten, ist die Unzufriedenheit nicht schließlich die Mutter alles Fortschrittes, und säßen wir ohne die Unzufriedenheit nicht wahrscheinlich noch in den Pfahlbauten und befänden uns so wohl darin, wie der Frosch im Sumpf? Neugierig war Rose aber doch, zu erfahren, welche überraschenden Fortschritte die Welt des Vaters ewiger Unzufriedenheit zu danken haben würde!

Neugierig! Ah, Herr Dr. Franz von Bergen, auch er war neugierig! Ganz ungenirt schaute er mit großen Augen durch die offenen Fenster der Arbeitsstube. Erschrocken fast erhob sich Rose von ihrem erhöhten Sitz, wo sie eben ein junges Mädchen in der Kunst des Rüschennähens unterwies. Bewundert hielten sämmtliche fleißigen Hände an den in langer Reihe aufgestellten Stickrahmen einen Augenblick in der Arbeit inne, Aller Augen wandten sich fragend zunächst dem Fenster, dann Rose zu, um sich auf einen leisen Wink der letztern wieder langsam zu senken und alle Aufmerksamkeit auch weiter der Arbeit zuzuwenden.

„Nun, Fräulein Rose", rief Herr von Bergen in heiterer Vertraulichkeit, „wie geht es Ihnen? Wollten Sie nicht gern einmal mit hinunter „tief unter die Erde?!""

Sie hatte freilich schon lange den Wunsch gehabt, einmal dem geheimnißvollen Innern der Erde einen Besuch abzustatten, und so war sie gerade nicht unangenehm überrascht, als er fragte, ob sie nicht Lust habe, mit ihm und dem Steiger den Albertstollen zu inspiciren.

Natürlich hatte sie große Lust und dankte freundlich für die Aufmerksamkeit. Rasch that sie die nöthigen Anweisungen in der Arbeitsstube für die kurze Zeit ihrer Abwesenheit, benachrichtigte die Mutter, und, in große Mäntel zum Schutz gegen die Kälte und Nässe in der Erde gehüllt, Grubenlämpchen in den Händen gingen sie fast feierlich ein durch das große Thor, welches schwarz und düster den geheimnißvollen Gang schließt und welches der voranschreitende Steiger bedächtig öffnete.

Kein Cerberus stand dräuend am Eingang, kein Drache hütete die unterirdischen Schätze, und ungehindert von irgend welcher feindlichen Macht traten sie ein in das Reich der ewigen Nacht.

Unheimlich flackerte der Schein der kleinen Lämpchen an den Wänden des langen Ganges hin, der, roh in den Felsen gehauen, durch mächtige Balken gestützt und vor dem Nachbröckeln geschützt sich in schier unendlicher Tiefe in den Berg hinein zog, in immer neuen Ecken und Windungen, so daß man sich in einem Labyrinth hätte wähnen können.

Dem Boden entlang lief ein schmaler Schienenweg zum Befördern der Erze, welche von der Grube her in kleinen Wagen bis zu dem nächsten der kleinen Schächte gefahren wurden, welche von Zeit zu Zeit den Schienenweg unterbrachen und mit einem weitläufigen Gitter verschlossen waren. Dies Gitter ließ die Erze bequem hindurch, hinderte aber, daß ein Mensch hinabstürze. Daß man ungeschickter Weise mit dem Fuße darin hängen bleiben könne, hinderte es leider nicht.

Sie verfolgten ziemlich schweigsam den langen Weg, immer den Schienen entlang; neben ihnen, über ihnen, unter ihnen Felsen, an denen feine Wasseradern herunterrieselten, und im matten Schimmer der Lämpchen glitzerten und flimmerten hin und wieder tiefblaue und giftgrüne Zackenstreifen durchs graue, schmutzige Gestein. Eine enge, schwer zu athmende Luft umgab sie, wie Grabesodem umweht es die vorsichtig Wandelnden. Kein Laut als ihre gedämpften Stimmen, die Rose unheimlich laut von den nahen Felswänden herabzutönen schienen, und ferne, ganz von ferne ein leises Ticken und Picken, das mehr und mehr vernehmlich wurde, je tiefer sie in den Berg hinein drangen, und welches endlich zu einem lauten Klopfen und Pochen und Hämmern anwuchs. — Nur eine neue Wendung, und fast plötzlich standen sie am Ende des Ganges, der hier in einem mächtigen, hochgewölbten Halbrund abschloß, in welchem zwei langbärtige Bergleute hockten und eifrig Schlag um Schlag die Erze herabklopften und so den Gang weiter und weiter in den Berg hinein trieben.

Wie zwei Gnome saßen sie dort in dem matten Geflimmer ihrer Grubenlämpchen, die sie über sich im herabhängenden Gestein befestigt hatten, und es gehörte nicht viel Phantasie dazu, sie für tückische Kobolde zu halten, die hier unten unermeßliche Schätze hüteten, und zürnend empor fuhren, wenn sich irgend ein vorwitziges Menschenkind hineinwagte in ihr geheimnißvolles Reich.

Wie es auch hier flimmerte und von den Wänden tropfte

SLUB
Wir führen Wissen.